

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Der Erzähler dieser phantastischen Geschichte ist ein Handelsvertreter für Spielwaren, der regelmäßig nach China reist und immer im selben Hotel absteigt. Hier herrscht im Souterrain Frau Ming wie eine Königin über ihr kleines Reich. Er plaudert mit ihr, um sein Kantonesisch zu üben. Als sie ihm eröffnet, zehn Kinder zu haben, hält er sie für eine ausgemachte Lügnerin. Und doch hört er ihren Geschichten zu. Am Ende kennt er die Lebensgeschichten aller inzwischen erwachsenen Kinder und weiß auch nicht mehr, was Phantasie, was wirklich ist, so sehr hat Frau Ming ihn mit ihren Geschichten betört.

Ein geheimnisvolles Lebensmärchen, in dem aus Mangel Fülle wird.

Eric-Emmanuel Schmitt hat die Weisheit des Konfuzius und eine alltägliche Geschichte aus dem heutigen China auf faszinierende Weise zusammengeführt.

Eric-Emmanuel Schmitt, geboren 1960 in Sainte-Foy-lès-Lyon, studierte Klavier in Lyon und Philosophie in Paris. Mit seinen Erzählungen wie »Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran« wurde er international berühmt und gehört heute zu den erfolgreichsten Gegenwartsautoren in Frankreich.

Marlene Frucht, geboren 1980, übersetzt seit 2008 aus dem Französischen und Englischen. 2009 erhielt sie das Bode-Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds. Zu ihren Autoren gehören Assia Djebar, Leila Marouane, Baptiste Beaulieu und Eric-Emmanuel Schmitt.

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de

Eric-Emmanuel Schmitt

*Die zehn Kinder,
die Frau Ming
nie hatte*

Roman

Aus dem Französischen
von Marlene Frucht

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Dezember 2019

Die französische Originalausgabe erschien 2012 unter dem
Titel ›Les dix enfants que madame Ming n'a jamais eus‹
bei Éditions Albin Michel, Paris
© Éditions Albin Michel 2012

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2014 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Gesamtherstellung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-19817-7

CHINA ist kein Land, China ist ein Geheimnis.

Als ich mich eines Tages mit Frau Ming unterhielt, einer Chinesin mit durchdringendem Blick und schwarzweiß meliertem Haarknoten, die wie immer sehr aufrecht auf ihrem Schemel saß, sagte sie zu mir, dem Europäer auf der Durchreise:

»Die Natur erschafft uns als Brüder, erst durch Erziehung werden wir verschieden.«

Sie hatte recht ... Obwohl ich bereits kreuz und quer durch China gereist war, kam das Land mir immer noch unbegreiflich vor. Bei jeder meiner Reisen erschien es mir noch größer, seine Geschichte zerbröselte mir zwischen den Fingern zu Staub, ich fand keinen Zugang, und immer, wenn ich dachte, einen Zugang gefunden zu haben, erwies er sich als Sackgasse; ob-

wohl mein Kantonesisch immer besser wurde, obwohl ich viel las und mit seinen Bewohnern haufenweise Verträge abschloss, schien China wie der Horizont vor mir zurückzuweichen, je weiter ich ins Land vordrang.

»Es ist besser, ein einziges kleines Licht anzuzünden, als die Dunkelheit zu verfluchen«, verkündete Frau Ming.

Aber wie? An wen sollte ich mich wenden, damit er für mich Licht in dieses rätselhafte Land brachte? Wen sollte ich mir dafür herausgreifen? Schließlich lebten in China in etwa so viele Menschen wie im Mittelmeer Fische.

»Auf unserem Planeten leben eine Milliarde Chinesen und fünf Milliarden Ausländer«, murmelte Frau Ming, während sie dabei war, einen Strumpf zu stopfen.

Sie hörte eine Sendung auf ihrem Radio aus dunkelbraunem Plastik – einem Überbleibsel aus der Mao-Zeit, das jedem Sprecher einen Schnupfen und eine feuchte Aussprache verpasste – und wiederholte die Aussagen des regierungskonformen Reporters, eines ausgewiesenen Experten in Sachen Statistik und Arschkriecherei.

»Eine Milliarde Chinesen.« In dem Moment verstand ich nicht, was sie daran so be-

unruhigte, dass es so viele Chinesen gab oder so wenige...

Als Angehörige des mathematisch begabten Volkes, das einst die Rechenmaschine erfunden hatte, pflegte diese Dame ein ganz besonderes Verhältnis zu Zahlen. Auf den ersten Blick gab es wenig, das sie von anderen Menschen um die fünfzig unterschied; doch wie jeder weiß, sieht der erste Blick nichts.

Sie hatte einen runden Kopf und ein gerötetes Gesicht, das von einem Netz feiner Falten durchzogen war, ihre Zähne sahen aus wie kleine Apfelkerne. Frau Ming erinnerte an einen reifen, vielleicht sogar leicht überreifen Apfel, ein wunderbares Stück Obst, gesund, saftig, noch nicht vertrocknet. Sie war sehr schlank, und ihr Körper war biegsam wie ein Schilfrohr. Sobald sie etwas sagte, merkte man, dass sie nicht zu einer der süßen Sorten gehörte, sondern eher von einer etwas herberen Sorte war, denn sie servierte ihren Gesprächspartnern säuerliche Bemerkungen, die zum Nachdenken anregten.

Frau Ming thronte im Untergeschoss des Grandhotel in der Provinz Guangdong auf ihrem dreibeinigen Schemel und bekleidete dort, zwischen weißen Fliesen und grellen

Neonleuchten, in den nach Jasmin duftenden Waschräumen das Amt der Toilettenfrau – oder der *dame pipi*, wie man bei uns sagt.

Ein Beruf, den mürrische Gemüter als Schande empfinden; sie aber verstand es, ihm seine Würde zurückzugeben: Sie herrschte im Zentrum der Welt. Die Teilnehmer der Kongresse und Seminare, die regelmäßig eine Etage weiter oben stattfanden, kamen stets im Laufschrift bei ihr an. Doch sobald man sich ihr näherte, wurde man langsamer, machte immer kleinere Schritte, bis man schließlich vor ihr stehenblieb. Eingeschüchtert von ihrer stummen Würde verbeugte man sich vor ihr, warf ihr einen flehenden Blick zu, erbettelte von ihr die Erlaubnis, ihr Königreich betreten zu dürfen; das war der Augenblick, in dem sie einen von oben bis unten musterte, so dass man zu spüren glaubte, sie wisse, was tief in einem vorging – und zwar sowohl in den Hirnwindungen als auch in den Eingeweiden. »Sagen Sie nichts, ich weiß ohnehin schon, mit wem ich es zu tun habe.« Kein Urteil las man in ihren grauen Pupillen, sondern Wohlwollen, besser noch: eine Absolution. Ganz egal, wer vor ihr stand, ob Arbeiter, Ingenieur, Leiter der Verkaufsabteilung oder Geschäftsführer, sie

sah sein Elend und akzeptierte ihn, den einsichtigen Rotzbengel, der darum bat, auf den Pott gehen zu dürfen, armseliges Wesen aus Fleisch und Blut, das seinem Körper Erleichterung verschaffen will. In Frau Ming lebten sowohl der Egalitarismus aus Maos Zeiten wie auch der Humanismus des Konfuzius fort.

Frau Ming war also für die Männertoiletten im Grandhotel in Yunhai zuständig, eine Position, die, ihrem stolzen Auftreten nach zu urteilen, von ihrem Erfolg kündete. Hätte sie dagegen am Ende des Ganges die Frauentoiletten sauber zu halten gehabt, so hätte das in dieser Nation, in der das männliche Geschlecht bevorzugt wurde, bedeutet, tief zu sinken; dort wäre sie Dienerin gewesen, hier aber war sie Herrscherin, weil die Männer in Scharen an ihr vorbeizogen, ihr zunickten, darauf warteten, dass sie ihnen gütig das Recht einräumte, sich zu erleichtern. Näherte man sich der Tür, auf der als Symbol ein Kleid zu sehen war, so hörte man dahinter das Gelächter und Geplapper der dunkelhaarigen Frauen, die ihr Make-up erneuerten und dabei Nichtigkeiten von sich gaben. Hinter der Tür dagegen, auf der eine Hose zu sehen war, gab es nichts dergleichen: keine Unterhaltungen, kein fri-

voles Komplizentum, keiner blickte seinen Nebenmann direkt an, nur hin und wieder ein Seufzen; hier war ein Jeder, von den Pissoirs bis zu den Waschbecken, um ein würdevolles Auftreten bemüht, man fügte sich fatalistisch ins Unvermeidliche, mit der Solidarität von Soldaten, die den Gesetzen der Natur gehorchen. Lag es an Frau Mings gestrenger Gegenwart? Der Ort verwandelte sich in eine Art metaphysisches und moralisches Versuchslabor, wo die Sterblichen ihre Illusion der Macht ablegten.

Sie wollen von mir wissen, warum ich Sie mit diesen Einzelheiten belästige? Ich möchte es Ihnen gerne erklären.

Die Geschäfte meiner Firma führten mich in den Süden Chinas. Im Juli kaufte ich dort das Spielzeug ein, mit dem wir am darauffolgenden Weihnachtsfest unsere Kleinen glücklich machen würden; außerdem gab ich dort in noch größerem Umfang allerlei Nippes in Auftrag, der für die chinesischen Kinder bestimmt war. Puppen, Babypuppen, Autos, Flugzeuge, all diese Plastikgegenstände wurden für einen günstigen Preis in der Provinz Guangdong hergestellt und anschließend nach Frankreich geschickt, wo unsere Designer und Arbeiter sie verpackten, bevor ein Teil davon

wieder zurück nach China ging. Da das Hin und Her auf dem Frachtschiff sich kaum auf die Gewinnmargen auswirkte, nutzten sowohl die Europäer als auch die Amerikaner dieses System, und so kam es, dass der chinesische Markt von westlichen Marken dominiert wurde, allerdings mit Artikeln, die wiederum vor Ort hergestellt wurden.

Aufgrund meiner Begabung für Sprachen – damals sprach ich bereits sieben verschiedene –, war ich von meinen Vorgesetzten nach Asien gesandt worden, weil sie hofften, dass ich das steife Verhandlungs-Englisch schon bald aufgeben und stattdessen anfangen würde, mich auf Mandarin zu verständigen. Ein guter Plan, bis auf eine Kleinigkeit: Statt auf Mandarin musste ich mich auf Kantonesisch durchschlagen, weil dies die Sprache der Provinz Guangdong ist, wo die Spielzeugfabriken wie Pilze aus dem Boden schossen.

Auch das Dorf Yunhai, wo ich Frau Ming begegnete, erlebte eine drastische Verjüngungskur: Aus einem kleinen Nest war eine Stadt mit zwei Millionen Einwohnern geworden. Der Ort hatte sich noch nicht von all den Veränderungen erholt und machte einen etwas schockierten, verstörten, orientierungslosen

Eindruck. An die Stelle von Häusern waren Hochhäuser getreten, aus kleinen Gassen waren große Verkehrsstraßen geworden; das winzige Lebensmittelgeschäft von Herrn Yibulaxin, das einmal so gut bestückt gewesen war wie eine Schachtel voller Stecknadeln, war von vier Supermärkten mit Kühlräumen überrollt worden, und die einst ländliche Umgebung lag nunmehr unter einer sechsspurigen Ringautobahn vergraben, auf der die letzten Igel den Tod fanden. Die monotonen Fassaden wirkten wie verputzte Pappe, zu neu, eilig hochgezogen, ließen sie jene Patina vermissen, den Schmutz, die Gebrauchsspuren, die alten Häuschen ihren besonderen Charme verleihen. Und wo befand sich nun das Zentrum von Yunhai? Die gesamte Anordnung folgte einem rigorosen Vernunftprinzip, kleine Straßen kreuzten größere Straßen, die größeren Straßen kreuzten die Avenuen, die Avenuen kreuzten die Autobahn; große Verkehrskreisel, in die man vor lauter Verkehr nicht hineinkam, schienen zu rufen »Fahrt nur im Kreis, es gibt hier nichts zu sehen«. Die einzigen Plätze, die sich noch als Versammlungsorte anboten und die auf diese Weise das alte Waschhaus beerbten, das nunmehr unter dem Beton begraben lag, wa-

ren die von Ampeln überwachten Kreuzungen. Es gab nichts, was noch an die Vergangenheit erinnerte, nicht einmal eine Ruine im Herzen oder am Rande von Yunhai. Das heilbringende Wirtschaftswachstum fegte alles hinweg.

Die Alten verschwanden; wer nicht vor lauter Staunen über diese Umwälzungen das Zeitliche gesegnet hatte, verkroch sich in modernen Appartements, die ungefähr so viel Behaglichkeit verströmten wie ein neuer Mülleimer.

Unbeirrt von diesen Bedrohungen, verkörperte die stets akkurate, konzentrierte und gutgelaunte Frau Ming die Beständigkeit in dieser sich verändernden Welt. Sie kümmerte sich um die Toiletten des Grandhotels, als hätte es dieses neue Etablissement schon immer gegeben und vor allem, als handele es sich dabei um eine Aufgabe von allerhöchster Wichtigkeit. Schon bei unseren allerersten Begegnungen konnte ich nicht umhin, zu denken, dass ihre ungemeine Professionalität hier verschwendet wurde – als ich ihr das eines Tages schließlich sagte, wurde sie rot vor Verlegenheit, neigte den Kopf und erwiderte:

»Es ist mehr wert, eine bemerkenswerte Tat zu vollbringen, als bemerkt zu werden.«

Vielleicht wundern Sie sich ja darüber, dass

ich mit einer Toilettenfrau im tiefsten China vertrauliche Gespräche führte. Ich hätte drei Antworten parat, um auf Ihr Erstaunen zu reagieren: Meine Großmütter haben einst die Fußböden der Bourgeoisie geschrubbt. Wenn ich eine Sprache lerne, dann lasse ich keine Gelegenheit aus, sie auch anzuwenden. Und zu guter Letzt bediene ich mich einer Verhandlungstaktik, die darin besteht, meine Geschäftspartner nervös zu machen, indem ich mir angewöhnt habe, mitten in den Verhandlungen zu verschwinden – diese Strategie zwingt mich dazu, ebenso oft die Toilettenräume aufzusuchen wie ein alternder Patriarch, dem ständig seine Prostata zusetzt.

Eines Morgens also hatte ich die beiden kaufmännischen Angestellten von Pearl River Plastic Productions oben zurückgelassen, wo sie immer nervöser wurden, was meine Bestellungen anging, während ich unten ein Pläuschchen hielt. Als ich in meinem Jackett nach Trinkgeld kramte, rutschte mir ein Foto aus der Tasche. Frau Ming hob es auf und lächelte, als sie sah, dass es sich um ein Familienfoto handelte.

»Sind das Ihre Kinder, mein Herr?«

»Ja.«